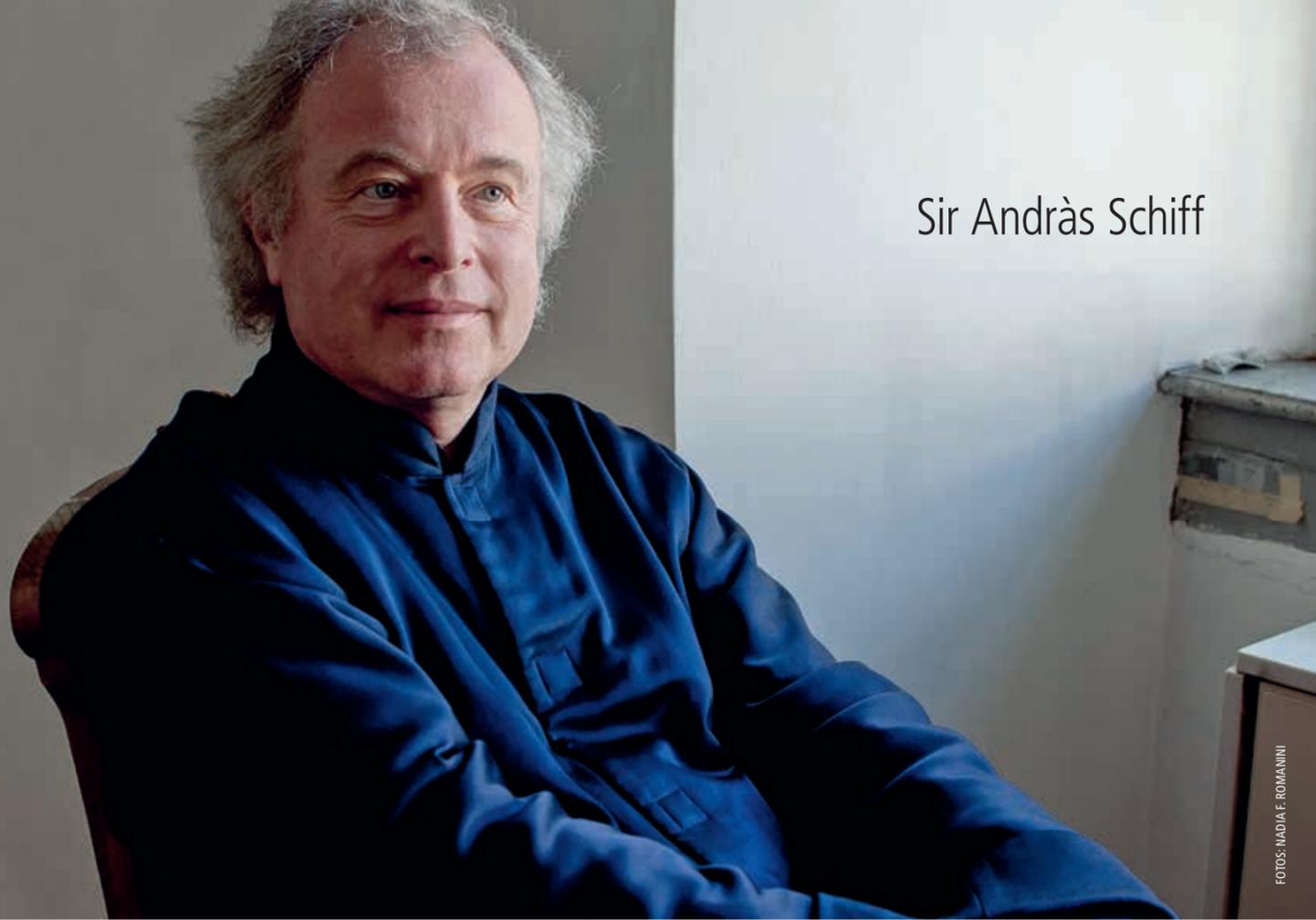


Sir Andràs Schiff



FOTOS: MADIA F. ROMANINI

Warum tun Sie das?

Ich mache das aus Respekt vor der Musik und vor dem Instrument.

Hat das vielleicht mit ihrer Verbindung zu Japan zu tun?

Ich bin oft dort gewesen, meine Frau ist Japanerin, und ich habe auch Zen-Tempel besucht. Eugene Herrigels Buch „Zen in der Kunst des Bogenschießens“ habe ich durch Claudio Arrau kennengelernt, der oft darüber sprach. Es ist ein wichtiges Buch für mich. Ich bin vom Zen beeinflusst und habe es auf das Musizieren angewandt. Ich würde mir wünschen, dass mehr Künstler das in diesem Zeitalter der Wettbewerbe tun würden. Der Zen-Meister gibt Herrigel einen Verweis, weil er darüber jubelt, sein Ziel erreicht zu haben, während er dessen spirituelle Seite noch überhaupt nicht durchschaut hatte. Schnell, hart und fehlerlos spielen zu können, ohne einen einzigen Fehler, macht noch keinen großen Musiker aus. Eher im Gegenteil. Wir lauschen so genannten perfekten CDs, doch es handelt sich nur um klinische

Perfektion. Die meisten Dirigenten kümmern sich nur um das Zusammenspiel, doch das ist keine Musik. Zen ist darin ein guter Lehrmeister.

Bei ihrem Konzert hatte ich den Eindruck, dass die Musik wie von selbst spielte.

Das ist wohl mein Ziel. Ich empfinde mich als Botschafter, als Vermittler zwischen Komponist und Hörer. Ich trete am liebsten einen Schritt beiseite. Natürlich ist niemand von uns frei von Eitelkeit, aber jeden Tag versuche ich, mich davon zu lösen. Selbstverständlich ist die eigene Persönlichkeit immer noch von Bedeutung für die Interpretation, die sich ja auch von Tag zu Tag verändert. Das ist unvermeidlich. Jedes Musikstück hat sein eigenes Gesetz, und man kann sich bestimmte Freiheiten erlauben, doch immer nur innerhalb der vom Komponisten und vom Stück gesetzten Grenzen. Die russische Schule findet es langweilig, wenn man nur der Partitur folgt. Ich aber bin da

Botschafter

Sein künstlerisches Können ist einzigartig. Mit seinen klar strukturierten Interpretationen von Bach, Beethoven, Schubert, Schumann, aber auch der Musik von Janáček und Bartók, dient Andràs Schiff der Kunst.

Etwas ebenso Einzigartiges macht er vor jedem Konzert, das auch seine Lebensphilosophie charakterisiert:

Er verbeugt sich vor dem Klavier.



Sir Andràs Schiff

vollkommen anderer Ansicht. Arrau sagt: „Man muss keine Angst davor haben, langweilig gefunden zu werden.“ Das ist ein sehr guter Rat. Was der eine langweilig findet, kann für den anderen fesselnd sein. Es gibt nichts Schlimmeres, als absichtlich zu versuchen, interessant oder originell zu sein. Dann wird man schnell zur Parodie seiner selbst.

Das hört man gegenwärtig viel, aber Menschen wie Lipatti dachten anders darüber.

[schallendes Lachen] Absolut nicht! Es ist interessant, Lipatti studierte bei Cortot, und beide hätten unterschiedlicher nicht sein können. Ich hege enorme Bewunderung für Cortot, aber ich bin ganz anders. Er war einer der Allergrößten.

Man hört immer seine Persönlichkeit durch.

Das stimmt, er war wahrscheinlich eine sehr komplexe Persönlichkeit. Ich habe kürzlich viele Bücher aus seiner Bibliothek erworben. Er war ein passionierter Sammler, und in seinen Interpretationen fühlt man all die Information und die Tiefe drum herum. Gegenwärtig ist das schwierig, wir sind digitalisiert und mehr bei uns selbst.

Das fiel mir auch in Ihren Meisterklassen auf, Sie ziehen hier auch Lieder, Symphonien und Opern zu Rate.

Es ist ja auch sehr wichtig, den Kontext wahrzunehmen. Ich höre gern Menschen, die etwas zu erzählen haben, die nicht nur im stillen Kämmerlein sitzen, um zu üben. Das ist nicht so interessant. Natürlich geht es nicht ohne die manuelle Vorbereitung. Wenn ich einen Tag ausgesetzt habe, fühle ich mich physisch ganz schlecht. Letztendlich aber geht es um den Inhalt.

Sie schätzen das Unterrichten?

Immer mehr. Ich habe zum ersten Mal in meinem Leben eine Klasse. Ich bin jetzt 65, und ich will weniger spielen und mehr reisen. Eine Klasse ist auch wichtig für mich, denn eine Masterclass ist nicht das Optimale. Eine Ausbildung braucht Kontinuität.

Wo unterrichten Sie?

In Berlin an der Barenboim-Said Akademie.

Ah, Sie übernehmen Nelson Goerners Klasse.

Genau. Er hört auf, ich weiß nicht, warum.

Er möchte mehr Konzerte geben.

Er ist ja auch in einem anderen Lebensabschnitt als ich. Ich genieße es, den richtigen Menschen Unterricht zu geben.

Schnabel zitierte oft einen Zen-Satz: „Ein Lehrer kann nur im richtigen

Moment die richtige Tür öffnen, hindurchgehen muss der Schüler selbst.“

Schnabel ist eines meiner Idole, und er hat sein ganzes Leben lang mit Leidenschaft Unterricht gegeben. Es geht auch um die Chemie mit den Studenten, und die Schule von Barenboim ist mir sympathisch, weil die Schüler auch Philosophie, Geschichte, Harmonielehre und andere musikalische Fächer belegen. Viele Pianisten spielen sehr gut, aber von der Theorie wissen sie oft nur wenig. Sie spielen eine Sonate von Schubert, haben aber noch nie von der Winterreise gehört. Das ist schade. Einer meiner ersten Lehrer war György Kurtág. Ich spielte eine Sonate von Mozart, und er begann, von Donna Anna und Sarastro zu sprechen. Er ging davon aus, dass ich all das kannte. Ich war 14 und schämte mich. Ich rannte in die Bibliothek, um das Versäumnis nachzuholen. Man kann kein Konzert von Mozart spielen, wenn man seine Opern nicht kennt.

Sie spielten alle Beethoven-Sonaten in 20 Städten.

Inzwischen schon in 25 oder 26...

Schnabel sagt, dass man irgendwann als Pianist die Musik besser kennt als Beethoven selbst. Er war immer mit der nächsten Sonate beschäftigt.

Und man entdeckt immer neue Sachen! Ein Beethoven-Zyklus war in meinem Leben eine echte Herausforderung. Ich habe absichtlich bis nach meinem 50. Geburtstag gewartet, um die letzten beiden Sonaten zu lernen. Die Waldstein-Sonate begriff ich nicht. Es erschien mir unmöglich, dass jemand in C-Dur ein interessantes Stück schreiben könnte. Ich war sehr dumm. Beethoven entwickelte sich langsam, für ihn war es auch nicht einfach. Die Sonaten haben alle ihren eigenen Charakter: dramatisch, komisch, aphoristisch oder lyrisch. Ich vergleiche das gern mit Shakespeare. Richard III., Romeo, Hamlet, die Sonette, man muss wie ein Chamäleon sein. Ich kenne keinen Komponisten, der so viele unterschiedliche Gesichter hat wie er.

Und wie stellen Sie die Beethoven-Abende zusammen? Chronologisch?

Eigentlich ist das das Beste, man spürt die Entwicklung. An jedem Abend eine von den populären Sonaten, das ist eher dem Kartenverkauf geschuldet, denke ich. Beethoven ist keine Unterhaltung, das ist etwas Höheres.

Was ist Musik überhaupt?

Schwierig zu definieren. Musik kommt aus der Stille und endet auch wieder dort. Architektur und Struktur zu beschreiben, ist wohl noch möglich, aber was das Emotionale angeht, stößt man an seine Grenzen. Was Thomas Mann in seinem Doktor Faustus gelingt, ist eine Ausnahme. Wir machen Aufnahmen, und das müssen wir auch tun, aber das Mikrofon ist nicht unser Gott. Wenn Michelangeli Debussy oder die Balladen von Brahms spielt, dann höre ich eine Klangfülle, die



FOTO: JOANNA BERGIN

„Beethoven ist keine Unterhaltung, das ist etwas Höheres.“

SIR ANDRÁS SCHIFF

das Mikrofon nur ungenügend einfangen kann. Unsere Ohren sind besser. Ich denke auch an die Klangfülle Celibidaches Bruckner-Aufführungen. Da werden Klangschichten in Raum und Zeit gestellt. Möglicherweise ist das ein gutes Konzept, um Musik zu deuten.

Das können Sie auf einer CD nicht reproduzieren.

Nein. Im Wohnzimmer klingt es ohnehin ganz anders als im Konzertsaal. Das Tempo kann man auch nicht festlegen, und wenn das Publikum da sitzt, ist es wieder anders. Man spielt vielleicht nicht dramatisch anders, aber ich gebrauche ein wenig mehr Pedal oder eben weniger. Man kontrolliert mit seinem dritten, imaginären Ohr. Zwei sind nicht genug.

Üben Sie daher vor einem Konzert zwei Tage im Saal?

Das mache ich immer, sogar, wenn ich auf meinem eigenen Instrument spiele. Man muss herausfinden, wie das Instrument in einem bestimmten Saal bei einem bestimmten Stück klingt. Bernard Haitink erzählte mir, dass er 20 Jahre gebraucht hat, um die Akustik des Concertgebouw kennenzulernen.

Und das Klavier?

Ich habe am liebsten verschiedene Klaviere für unterschiedliches Repertoire: Bösendorfer, Steinway, Bechstein... Die Klavierstimmer sind ein Problem. Gute Klavierstimmer gibt es noch weniger als gute Pianisten. Michel Brandjes ist ein Zauberer und immer mit großem Ernst bei der Sache. In China hatte ich einmal einen Stimmer, der sich dem Klavier mit einem Karateschritt näherte. Für mich ist das eine Todsünde.

Musik und das Leben sind für Sie eine Einheit.

Ja, die Musik ist kein Museum. Ich würde mir wünschen, dass das Unterrichten bei der Pianistenausbildung eine wichtigere Rolle spielt und dass Studenten auch Amateuren Unterricht geben, nicht um später Lehrer zu werden, sondern aus Liebe zur Musik. Wie hört man Musik? Die Welt wäre ein besserer Ort. Aber es gibt kein Geld, keine Zeit. In der vor-digitalen Zeit gingen Menschen zum Musikunterricht, zum Ballett, lernten Sprachen. Heute haben es Kinder immer eilig. Musikunterricht wird abgeschafft, auch in meinem eigenen Land, in Ungarn. Ich ging zur Schule, als Zoltán Kodály noch lebte, und alle Kinder sangen. Es gab ein gebildetes Konzertpublikum.

War das nicht Kodály, der sagte, ein schlechter Musiklehrer an der Schule kann mehr Schaden anrichten als ein schlechter Operntendant?

Ich war 1967 bei seinem Begräbnis, und schon ein paar Jahre nach seinem Tod wurde sein Programm zur musikalischen Bildung abgeschafft. Die Situation hat sich seitdem nicht verbessert. Dabei kostet es nicht viel Geld, Kinder singen zu lassen.

Zum Glück gibt es jetzt Organisationen, die sich für Musikunterricht für alle Kinder einsetzen.

Ich hoffe, dass sie Erfolg haben!

ERIC SCHOONES